

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 11

Artikel: Wer es zu gut machen will, macht es schlecht : Erziehungsfehler, denen ein Kinderarzt besonders häufig begegnet
Autor: Wolfensberger, Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

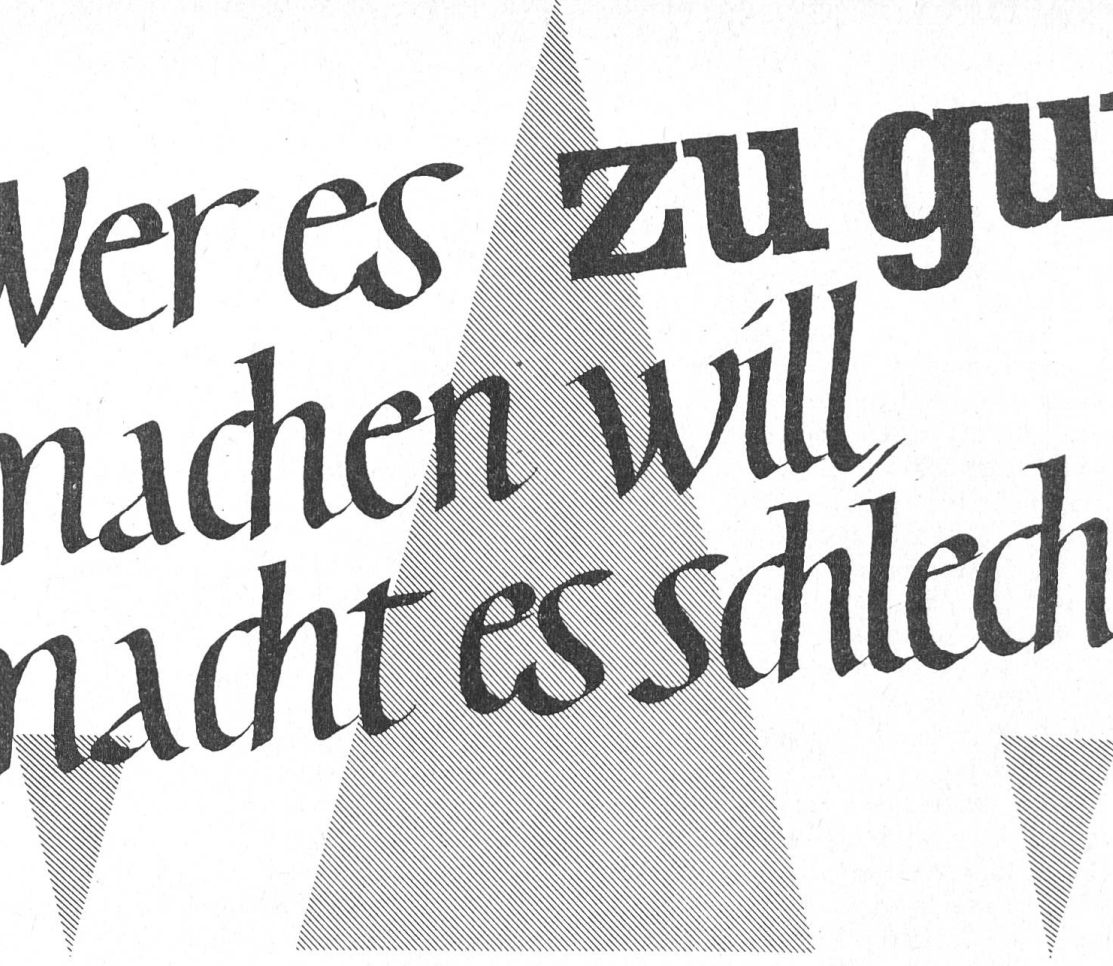
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wer es zu gut
machen will,
macht es schlecht

**Erziehungsfehler, denen ein Kinderarzt
besonders häufig begegnet**

Von Dr. med. Christoph Wolfensberger, Kinderarzt FMH

IN einer kleinen Familie fand ich einmal folgende Lage vor: Dem einzigen Kinde – einem wohlgenährten rotbackigen dreijährigen Knaben – gegenüber sitzt die Mutter, die Rute in der Hand, mit der sie droht und die Drohung auch zuweilen wahr macht, zuzuschlagen, wenn sich der Teller des unglücklichen Bübleins nicht rasch genug leert. Das ist ein extremer Ausnahmefall. Wenn man aber weiß, daß mütterliches Schelten die Kinderseele ebenso belastet und vielleicht sogar noch mehr verletzt, als ein gelegentliches schmerzhaftes körperliches Erlebnis, so kann bei dem in unseren Familien häufig anzutreffenden Eßterror, tatsächlich von einem weitherum verbreiteten, vermeidbaren Kinderleiden gesprochen werden.

«Fritzli, willst du endlich deine Milch trinken», «Fritzli, schluck jetzt endlich einmal

dein Brot hinunter», «Fritzli, jetzt mach doch endlich vorwärts», so tönt es jeden Morgen an ungezählten Frühstückstischen in unserem Lande und alle die armen Fritzli, Hansli und Bärbeli kauen lustlos an einem Bissen Brot herum und schlucken widerwillig ihr Frühstücksgetränk.

Unzählige Kinder leiden an einer chronischen Appetitlosigkeit, die weder durch eine falsche Nahrungswahl, noch irgend eine körperliche Störung bedingt ist, sondern deren einzige und alleinige Ursache in einem irrtümlichen Verhalten der Erzieher liegt.

In unserem reichen Lande ist seit Menschengedenken kaum mehr ein Kind Hungers gestorben, und doch leiden sehr viele Eltern unserer Schweizerkinder unter einer Art Zwangsvorstellung, ihr Kind esse zu wenig und nehme dadurch Schaden. Immer wieder vergleichen

solche Eltern ihre meist ganz normalgewichtigen Kinder mit den eßfreudigeren und nicht selten überfütterten Kindern der ganzen Nachbarschaft oder des Verwandtenkreises, um dann mit neuer Energie den Kampf gegen das Gespenst der «Unterernährung» aufzunehmen.

Auf diese Art wird ungezählten, durchaus gesunden Kindern – beginnend im zweiten Halbjahr bis weit ins Schulalter hinauf – jegliche Freude am Essen gründlich verdorben und dadurch oft auf die ganze Jugendzeit ein Schatten gelegt.

Es ist natürlich ganz klar, daß jegliches Bedrängen des Kindes im Zusammenhang mit der Nahrungsaufnahme die Eßfreudigkeit nicht erhöht, sondern im Gegenteil vollends zerstören kann. Das Zwingenwollen mobilisiert die in jeder Kinderseele ruhenden Abwehrinstinkte. Die beim Eßzwang in der Kinderseele entstehenden unangenehmen Gefühls-erlebnisse übertragen sich in der Regel auf die Speisen. Sie wecken nicht selten einen richtigen Ekel vor ihnen. Dieser Ekel gilt im Grunde genommen aber nicht den Speisen, sondern der seelischen Bedrängung. So führt das Zwingen zum Essen gerade zum Gegenteil dessen, was damit angestrebt wird. Der Appetit nimmt ab, statt zu und das Ergebnis ist die den Ärzten wohlbekannt «Appetitlosigkeit aus psychischen Gründen», eine Zivilisationskrankheit, gegen die heute noch viel zu wenig unternommen wird.

Das gemeinsame Mahl – eine versäumte Gelegenheit

Nun wäre es an sich ja nicht so wichtig, ob Kinder mit mehr oder weniger Lust essen. Was jedoch einer gewissen Tragik nicht entbehrt, ist die Tatsache, daß dort, wo das Essen tagtäglich zu einem mehr oder weniger ausgesprochenen Kampf zwischen Kind und Erzieher ausartet, die Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens im Familienkreis erschüttert werden. Denn gerade in der Schweizerfamilie, besonders in der alemannischen Schweiz, wo sowohl der Vater als auch die Mutter durch die Berufs- und Haushaltarbeit vielerorts überbeansprucht sind, wäre das gemeinsame Mahl oft die einzige Gelegenheit, wo man sich auch seelisch zusammenfinden könnte, bevor man wieder an die Arbeit auseinanderstrebt.

Und nun werden ausgerechnet diese köstlichen Viertelstunden gemeinsamen Beisammenseins den Eltern wie den Kindern durch diesen Kampf ums Essen vergällt.

Wie manches Schweizerkind ist doch durch den Arbeitsfanatismus seiner Eltern vereinsamt. Niemand hat so richtig Zeit und es sehnt sich doch und dürstet nach innigem Zusammensein mit den vielbeschäftigten Eltern. In einer heiteren und aufgelockerten Stimmung während des gemeinsamen Mahles könnte die Aufnahme und die Pflege der seelischen Beziehungen erfolgen. Aber nun steht sehr oft das Bestreben auf erzieherische Förmlichkeiten der Eltern wie ein uneinnehmbares Bollwerk vor dem Kinde. Die kindlichen Versuche, durch eine Frage oder eine Mitteilung die Beziehungen aufzunehmen, werden (ganz abgesehen vom Kampf um die den Eltern angemessene erscheinende Nahrungsmenge) mit wohlgemeinten erzieherischen Befehlen abgewürgt: «Halte dich gerade», «Wie sitztest du wieder da», «Nimm den Löffel richtig in die Hand», «Schlürf nicht so» usw.

Die Leidtragenden sind nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern selber. In unserer schnelllebenden aufgeregten Zeit müßte man jeden Augenblick entspannten Zusammenseins wie ein köstliches Gut ausnützen.

Aber der weitverbreitete schweizerische Vollkommenheitsfimmel macht sich auch in der Erziehung immer wieder störend bemerkbar. Viel zu früh verlangen wir vom Kleinkinde manierliches und sauberes Essen, womöglich unter korrekter Benützung der Eßinstrumente. Wir verhindern das Kind, das einfach noch zu klein und ungeschickt ist, um mit Löffel und Gabel umzugehen, sich die Speisen unter der Benützung seiner Fingerchen, seines «natürlichen» Besteckes, zuzuführen. Wir halten ihm vielleicht sogar das Händchen fest und füttern es mit dem Löffel.

Dagegen wehrt und empört sich der aufkeimende Selbstständigkeitsdrang des Kleinkindes. Es will «selber essen» wie die Großen, auch wenn es vorerst noch unvollkommen geht; es will nicht mehr gefüttert werden wie ein unselbständiges Wesen, oder wie ein Eßautomat. Das rührt an die tiefsten Gefühle von Menschenwürde. Im Kinde bäumt sich etwas auf gegen die ständige Verletzung des Wunsches nach Gleich-sein-Wollen wie der geliebte Er-

Sind Sie ein guter Beobachter?



Ein Ausschnitt aus einem Relief, das Sie kennen sollten. Um was handelt es sich?

Foto Gérard Berset

Fünffrankenstück.

Der Kopf des Wilhelm Tell auf dem schweizerischen

zieher. Das trotzige Verweigern der Nahrung ist nur allzu oft die Folge, und wir Erwachsenen sind mit Blindheit geschlagen. Es fehlt uns die Einsicht in die Zusammenhänge. Wir denken und fühlen nicht vom Kinde her, sondern verteidigen unseren Erwachsenen-Standpunkt. Wir klagen, das Kind habe «einen harten Kopf» und fragen uns, wo das denn hin führen solle, wenn wir jetzt schon nachgeben würden. Wir sind der Meinung, es gelte jetzt «den Meister zu zeigen». Aber unser Versuch, das Kind zu zwingen so zu essen, wie wir es für richtig halten, ist dann alles andere als meisterhaft. Sie führt die Kinder schließlich sehr oft ins Sprechzimmer der Ärzte, wegen hartnäckiger und unerklärlicher Appetitlosigkeit.

Oft erscheint in solchen Fällen ein «Klimawechsel» als letzte Rettung. Und in der Tat entwickeln hartnäckige Nahrungsverweigerer in einem gut geleiteten Kinderheim manchmal in erstaunlich kurzer Zeit einen prächtigen Appetit. Die natürliche und unkomplizierte Atmosphäre einer liebevoll geleiteten Kindergemeinschaft wirkt sich ungemein heilsam aus. Und groß ist dann die Enttäuschung, wenn zu Hause nur zu bald das alte Lied wieder beginnt.

Solange das Familienklima und die bei Tisch herrschende Atmosphäre dem Kinde nicht die nötige seelische Speisung bietet, solange wird es immer wieder hoffnungslos Appetitlose geben.

Denn verweigern wir Eltern aus Unkenntnis oder Unfähigkeit der Kinderseele die erforderliche Nahrung, so folgt daraus der leibliche Hungerstreik des Kindes; das Bedürfnis nach seelischer Speisung ist eben beim Menschenkinde dem Nahrungsbedürfnis des Körpers zum mindesten gleichgeordnet.

Wenn wir der hungernden Kinderseele das geben, was sie nötig hat, so wird sich der körperliche Appetit von selber einstellen. Und wie wenig würde es doch brauchen, um das Kind seelisch zu sättigen: Es braucht nicht mehr – aber auch nicht weniger – als das Erlebnis des liebevollen Zusammenlebens aller Familienglieder.

Deshalb sind auch die hartnäckigsten Appetitstörungen dort zu finden, wo die Ehe der Eltern bedroht ist. Für das Bestehen ernstlicher Spannungen oder Entfremdungserscheinungen zwischen Vater und Mutter, ist die Appetitlosigkeit des Kindes oft das erste Alarmzeichen.

Zeit haben - aber richtig

Zeit ist Geld, das gilt für uns Erwachsene. Aber die mit unseren Kindern auf richtige Art zugebrachte Zeit läßt sich nicht mit Geld aufwiegen. Vom Kinde aus gesehen ist die ihm von uns Eltern gewidmete Zeit mehr als Geld und alles was wir mit Geld kaufen können, nämlich ein Zeichen der Zuneigung, ein Liebesbeweis.

Viele Väter und berufstätige Mütter leiden ihren Kindern gegenüber an einem chronisch schlechten Gewissen. Sie fühlen, daß ihre Arbeitszeit den Kindern etwas wegstiehlt, und sie möchten das in der kurzen, für die Kinder

noch verbleibenden Zeit irgendwie wieder gutmachen. Und viele Eltern machen es dann – auf ganz verschiedene Arten – erst recht schlecht.

Da sind die Eltern, die ihr schlechtes Gewissen dem Kinde gegenüber dadurch entlasten wollen, daß sie es mit teuren Spielsachen überhäufen. Besonders bei den berufstätigen Müttern kann man das etwa feststellen. Natürlich findet das Kind Geschmack daran. «Was bringst du mir heute abend?» so beginnt es dann bald zu fragen und wenn einmal zum Wochenende nach Geschäftsschluß nicht irgend ein Geschenk in Empfang genommen werden kann, dann verzieht das Kind sein Schmollmäulchen und fängt gar zu «täubeln» an. Damit wird das auf solche Weise verwöhnte Kind doppelt betrogen.

Einerseits muß es auf das Zusammensein mit seiner Mutter verzichten und andererseits werden durch die mütterlichen Geschenke die Bedürfnisse und Erwartungen des Kindes auf eine solche Höhe getrieben, daß schließlich daraus immer nur neue Enttäuschungen erwachsen müssen.

Wenn doch nur alle die berufstätigen Mütter erkennen würden, daß ihre Kinder ja nicht Ersatzgeschenke für das fehlende Zusammensein ersehnen, sondern das echte Gold köstlicher, gemeinsam verlebter Augenblicke. Wertvoller als das kostbarste Geschenk ist es, einmal fünf oder zehn Minuten an nichts anderes zu denken und sich nichts anderes vorzunehmen, als vollkommen für das Kind da zu sein, da für das, was das Kind gerade in diesem Augenblick braucht. Vielleicht ist es ein Spiel, es kann auch eine Geschichte sein, die das Kind gerne hören möchte, oder auch ein Hinhorchen auf das, was es zu berichten weiß, oder ein Betrachten oder Anerkennen irgend einer Arbeit oder Leistung, die das Kind vollbracht hat, einer Zeichnung, eines Bastelwerkes, einer neuen Anordnung des Puppenhauses; einfach eine kurze Spanne des «Da-seins» für das Kind, die es spüren läßt, diese Zeit, diese paar freien Minuten der Mutter, oder des Vaters, die gehören nun ganz mir.

Umgekehrt ist es vom vielbeschäftigten Vater ebenso falsch und für die Entwicklung des Kindes gefährlich, wenn er glaubt, die kurzen freien Minuten müßten nun dazu benutzt werden, das Kind einmal «gehörig in die Finger zu nehmen». Daß hieraus eine völlige Entfremdung vom Vater droht, liegt auf der Hand.

Solchen Kindern bedeutet der Vater nur eine furchteinflößende Gestalt, deren Zorn man so wenig wie möglich erregt und der man im übrigen tunlichst aus dem Wege geht.

Später klagen dann solche Väter womöglich darüber, daß sie stets wie eine Wand zwischen sich und den Kindern fühlen und daß die Kinder mit ihren Fragen und Nöten nie an sie gelangen, sondern immer nur an die Mutter.

Aber ebenso falsch kann es sein, wenn viele Väter meinen, weil sie nun ihr Kind den ganzen Tag über nicht gesehen hätten, müßten sie sich in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit noch möglichst viel mit ihm «abgeben». Da wird dann noch alles Mögliche gespielt und begonnen. Das eigentlich bereits ermüdete Kind wird allzu lange wachgehalten. Schließlich findet es vor lauter Eindrücken den Schlaf nicht mehr und wird nervös. Andere Kinder wiederum, namentlich ältere, wünschen diese übertriebene väterliche Betriebsamkeit gar nicht, sondern ziehen es vielleicht vor, ruhig noch etwas für sich zu unternehmen oder zu lesen; sie gehen nur widerwillig auf die väterlichen Absichten ein und die wohlmeinenden Väter fühlen sich dadurch irgendwie abgelehnt. Dabei handelt es sich doch nur darum, daß ein Kind, je älter es wird, um so mehr seinen eigenen Lebensrhythmus, seine persönlichen Lebensbedürfnisse hat. Zeit haben, Da-sein für das Kind, muß auch für einen Vater heißen: dort Anteil nehmen, wo es gerade mit seinen Bedürfnissen ist. Da kann es eben auch einmal heißen: Sich nicht aufdrängen.

„Wyberarbet“

Die Mithilfe im Haushalt ist bei den Kindern meist recht unbeliebt. Für das «Posten», das Einkaufen ist man allenfalls noch bereit, namentlich wenn dazu das «Trotti» oder gar das Velo benützt werden kann. Aber das Mithelfen beim Tischdecken, Abräumen, Geschirrwaschen, steht nicht hoch im Kurs. Das ist wohl in den meisten Fällen so. Und dennoch ist die Hausfrau gerade jetzt, wo die Hausangestellten rar sind, auf die Mithilfe der Kinder angewiesen.

Manchen Müttern ist es gegeben, die Arbeitsfreude der Kinder durch das eigene fröhliche Verhalten anzuregen. Sehr oft aber beklagen sich die belasteten Mütter – vor den Kindern – über ihre zu große Arbeitsbürde und glauben damit, die Bereitschaft zur Mithilfe

so zu fördern. Meist wird dadurch das Gegenteil erreicht. Überdies pflanzt es bei ihnen das Gefühl, daß Haushaltarbeit nur eine Last, eine unangenehme Angelegenheit sei.

Allzugroße Anforderungen an peinliche Ausführung der gestellten Aufgabe tun das Ihre, dem Kinde bald die Hausarbeit zu verleiden. Ganz besonders bedauerlich ist dies bei den Mädchen, unseren zukünftigen Hausfrauen. Dies geschieht besonders leicht in jenen Familien, wo die kleinen Buben und Mädchen nicht in gleicher Weise zum Helfen herangezogen werden, weil die Mutter glaubt, sie müsse die Mädchen als zukünftige Hausfrauen stärker als die Knaben zur Mithilfe anspannen.

Fast zwangsläufig bekommen die solchermaßen geschonten Buben die Einstellung, Hausarbeit sei «Wyberarbet» und eines flotten Knaben unwürdig. Und in den kleinen Mädchen entsteht umgekehrt ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl in bezug auf jegliche Hausarbeit.

Manche Tochter hat auf Grund solcher Kindheitserlebnisse, unbewußt, ihre tiefst innerlich aufgetragene Sendung als zukünftige Mutter und Hausfrau abgelehnt und sich einem «Männerberuf» zugewandt, der sie dann doch nicht befriedigen konnte.

Die Mithilfe im Haushalt sollte also – wenn überhaupt – von Buben und Mädchen unbedingt in gleicher Weise verlangt werden. Nicht zuletzt liegt es am Vater, durch immer wieder anerkennende Worte und auch zuweilen durch tätige eigenhändige Mithilfe die Arbeit der Hausfrau zu ehren und dadurch dem Irrtum von der verächtlichen «Wyberarbet» vorzubeugen.

Gleichheit und Gerechtigkeit

Von wie vielen Eltern mit kleineren oder größeren Erziehungsschwierigkeiten hört man immer wieder den gleichen Ausspruch: «Ich verstehe gar nicht, warum unser Hansli oder unser Vreneli diese oder jene Schwierigkeit macht. Bei den anderen Kindern habe ich das doch auch nicht erlebt, und ich behandle doch immer alle meine Kinder genau gleich.»

Daß man mit allen Kindern gleich sein solle, und daß man überhaupt mit allen gleich sein könne, das ist ein weitverbreiteter erzieherischer Irrtum.

Am Tische sitzen Urs und Jürg. Urs ist ein

ewiger Nimmersatt und heute, nach einem längeren Spaziergang erst recht hungrig. Jürg hingegen zeigt nie große Anteilnahme beim Essen, aber er gedeiht mit verhältnismäßig kleinen Nahrungsmengen erstaunlich gut. Worin besteht nun mütterliche Gerechtigkeit? Ist die Mutter etwa gerecht, wenn sie beiden Kindern gleich viel aufischt? Oder besteht Gerechtigkeit nicht vielmehr darin, daß sie jedem Knaben das gibt, was er wirklich braucht?

Niemals haben zwei Kinder verschiedenen Alters zur gleichen Zeit die gleichen Bedürfnisse.

Ursula und Vreneli sind zwei Schwestern. Ursula, die ältere, liebt das stille Daheim-sein, sie kann sich stundenlang mit einer Zeichnung, einer Handarbeit, über einem Buch verweilen und ist dabei am glücklichsten. Nicht so das jüngere Vreneli, ein richtiges Windspiel. Wenn sie nur hinaus kann ins Freie, mit Trottinett oder Rollschuhen auf die stillere Nebenstraße, oder zum Ballspiel mit anderen Kindern auf den nahen Spielplatz. Dann fühlt sie sich glücklich, und erst wenn ihr großes Bewegungsbedürfnis gestillt ist, vermag auch sie sich einer ruhigeren Tätigkeit im Hause zu widmen. Hat sie aber ihren täglichen «Auslauf» nicht, so wird sie zappelig und unerträglich, und bei einer längeren Schlechtwetterperiode zunehmend nervös.

Ist es nun gerecht, wenn die Mutter diese beiden Mädchen täglich für eine gleichlang bemessene Zeit ins Freie schickt? Für Urseli kann eine halbe Stunde bereits zu viel, für die jüngere Schwester Vreneli viel zu wenig bedeuten. Gerecht ist sie dann, wenn sie beiden Kindern eine gleich lange Freizeit einräumt, ihnen aber gestattet, diese Zeit – oder einen Teil dieser Zeit – nach dem individuellen Bedürfnis auszufüllen. Urseli wird sich zum Lesen zurückziehen, Vreneli wird die Kinder auf dem Spielplatz aufsuchen. Beide werden zufrieden sein.

Innere Befriedigung ist die Voraussetzung harmonischer Entwicklung und erfreulichen Zusammenlebens.

Eines Tages kommt Vreneli mit der Meldung aus der Schule, sie könnte für billiges Geld an einem Kurs für rhythmische Gymnastik und Kinderballett teilnehmen. Ist die Mutter von einer falschen Gerechtigkeitsvorstellung befangen, so sagt sie vielleicht: «Wo denkst du denn hin, das gibt's nicht, deine Schwester durfte das in deinem Alter auch

nicht.» Beiden Kindern dasselbe vorzuenthalten bedeutet nicht Gerechtigkeit, weil die gleiche Sache für das eine Kind gar keinen, für das andere jedoch einen sehr großen Verzicht bedeuten kann.

Hans und Fritz sind Brüder. Hans kommt in die vierte Klasse, und die Eltern finden, er sei nun alt genug, ein kleines Taschengeld zu bekommen. Nach einiger Zeit bittet Fritz, der erst in die zweite Klasse geht, ebenfalls um Zuteilung eines Taschengeldes.

Was gebietet nun die Gerechtigkeit? Hans, ein etwas verträumter Junge, empfand das Bedürfnis nach eigenem Taschengeld bis jetzt gar nicht besonders. Wenn er etwas Bestimmtes brauchte, bat er seine Eltern von Fall zu Fall darum.

Der jüngere Fritz ist ein bedeutend angriffigerer Charakter mit großem Selbstständigkeitsbedürfnis. Daß Hans nun ein Taschengeld haben darf, und auch viele in seiner Klasse ein solches haben, er jedoch nicht, das empfindet er als schreiende Ungerechtigkeit.

Und ungerecht wäre es nun auch, Fritz mit der Zuteilung eines Taschengeldes warten zu lassen, bis auch er in die vierte Klasse eintritt. Denn Hans, der ältere, hat ja keinen älteren Bruder vor sich, dessen Recht auf Taschengeld in ihm das gleiche Bedürfnis erregt hätte.

Sind zwei Koffer ungleichen Gewichts zu tragen, so werden wir nicht zögern, es gerecht zu finden, wenn Hans den schwereren und Fritz den leichteren ergreift. Wir würden aber das Argument nicht gelten lassen, wenn Fritz sagen würde: «Bitte, diese Situation ist bis jetzt noch nie vorgekommen. Ich werde erst von der vierten Klasse an – genau wie Hans – einen Koffer schleppen.»

Gerecht ist also auch hier vielmehr, dem

jüngeren Bruder ein Taschengeld in Aussicht zu stellen, das natürlich kleiner bemessen sein wird, als dasjenige des Bruders, und die Wartezeit je nach den Verhältnissen anzusetzen: zum Beispiel beginnend auf nächsten Quartalsanfang, oder ab nächsten Monat.

Kinder sind den chronologisch-historischen Überlegungen nicht gleichermaßen zugänglich, wie wir Erwachsenen. Es geht in ihrem Gefühlsleben und in ihrer Gerechtigkeitsempfindung immer viel mehr um das Jetzt und Hier. Das sollten wir in unseren erzieherischen Entscheidungen viel stärker berücksichtigen.

Macht es nicht gerade den Reiz der Erziehungsarbeit aus, den individuellen Bedürfnissen der verschieden gearteten Kinder nach Möglichkeit gerecht zu werden, anstatt stur alles mit der gleichen Kelle zuzumessen?

Der Kinderarzt kommt im Laufe der Jahre mit vielen Hunderten von verschiedenen Familien in Berührung und bekommt auf seiner täglichen Besuchstournee reichlichen Einblick in das engere Familienleben.

Es berührt mich immer wieder, wieviel Kraft und guter Erziehungswille überall aufgebracht wird und doch so oft ins Leere verpufft, weil allzu starre und unlebendige Erziehungsprinzipien verfolgt werden.

Immer wieder wird dieses oder jenes einzelne Erziehungsziel angestrebt und mit großem Aufwand zu erreichen versucht. Und dabei wird immer aufs neue vergessen, daß in erster Linie einfach ein fröhlicher Gemeinschaftssinn gepflegt werden sollte. In einer freudigen Familienatmosphäre unter Menschen, die sich lieb haben und gegenseitig respektieren, verlieren die meisten Erziehungsprobleme ihre Wichtigkeit und erledigen sich mit der Zeit fast wie von selbst.

Bilder ohne Worte

